

**Zeitschrift:** Das Schweizerische Rote Kreuz  
**Band:** 89 (1980)  
**Heft:** 8

**Artikel:** Aus der Arbeit von Betreuergruppen für Indochina-Flüchtlinge  
**Autor:** [s.n.]  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-556657>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

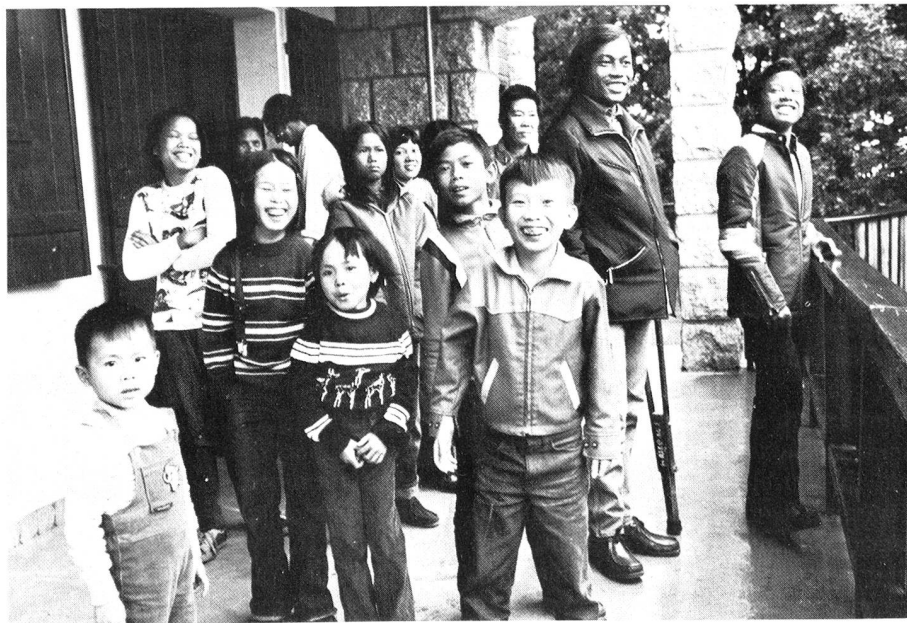
**Download PDF:** 15.10.2024

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Aus der Arbeit von Betreuergruppen für Indochina-Flüchtlinge

Angesichts der katastrophalen Lage von Hunderttausenden indochinesischer Flüchtlinge erachtete es das Schweizerische Rote Kreuz als seine Pflicht, sich nicht nur bei der Aufnahme und Ersteinkleidung, sondern auch an der dauernden direkten Betreuung der Asylsuchenden zu beteiligen. Im Sommer 1979 errichtete es drei Aufnahmezentren und bat die Sektionen, einzelne Familien oder Personengruppen nach der Einführungszeit zu «übernehmen» und ihnen bis zur vollständigen Integrierung beizustehen. Heute werden insgesamt rund 500 Indochina-Flüchtlinge von

gleich intensiv beschäftigt sind. Drei von ihnen waren Teilnehmer eines kirchlichen Kurses, und sie fanden, sie könnten jetzt einmal praktisch ausprobieren, wovon sie bisher mehr theoretisiert hatten. Die Sektion bestimmte ihr Vorstandsmitglied Frau Lutz als Verantwortliche. Die Gruppe teilte die Aufgaben unter sich auf: Finanzen, Wohnen, Schule/Ausbildung, was häufige Besprechungen untereinander bedingt, auch deshalb, weil sich einzelne Flüchtlinge mit allem einfach an die ihnen am nächsten stehende Betreuerin wenden, die die Anliegen dann weiterleitet. Zuerst musste man



Betreuergruppen, die einer Rotkreuzsektion angeschlossen sind, begleitet. Besuche bei zwei Betreuergruppen und in einem Aufnahmezentrum vermittelten folgende Eindrücke von dieser Arbeit:

In *Thun* wurden durch einen vom Pfarramt erlassenen Aufruf Betreuer gesucht. Man bildete ein Koordinationskomitee, in dem auch städtische Stellen vertreten sind, zum Beispiel die Liegenschaftsverwaltung, die sehr hilfreich war. Es meldeten sich genügend Personen, von denen nicht alle

sich weitgehend mit Zeichen verständigen, aber nach zwei Wochen konnte man schon recht gut miteinander reden.

Die Wohnungen konnten praktisch ganz mit geschenktem Hausrat ausgestattet werden. Die Bevölkerung und die Behörden sind im allgemeinen positiv eingestellt, daneben gibt es natürlich auch etwa Kritik von Leuten, die sich an Einzelheiten im Verhalten der Flüchtlinge stossen, die eigentlich niemanden zu stören brauchten. Die Lebensweise der Asiaten ist eben in manchem von der

unsrigen abweichend und kann nicht so schnell abgelegt werden, und wie sollten sie auch wissen, was für den Schweizer «gehörig» oder «ungehörig» ist? Wie weit sollen sich Flüchtlinge überhaupt anpassen, wie weit können oder sollen sie ihre kulturelle Eigenart bewahren? Wie viel Hilfe brauchen sie, wo fängt die Überbetreuung oder Bevormundung an? Solche Fragen beschäftigen die Gruppe mehr als die praktischen Probleme, die sich meist ohne allzu grosse Schwierigkeiten lösen lassen.

«Das «Handbuch für die Flüchtlingsbetreuung», das auch Angaben über die Mentalität und Bräuche der verschiedenen Ethnien Indochinas enthält, bekamen wir erst spät. Wir begriffen hinterher vieles im Verhalten unserer Flüchtlinge besser. Wir würden ein zweitesmal auch manches etwas anders machen; wir wollten ihnen am Anfang zu viel abnehmen. Die Leute sind unterschiedlich belastbar, es gibt Familienprobleme...»

Die 13 Vietnamesen in *Thun* und Umgebung nehmen die Betreuer zwar recht stark in Anspruch und haben auch Vertrauen, zeigen sich aber zum Teil wenig offen und anhänglich, sie bleiben gerne unter sich und scheinen kein Bedürfnis nach näheren Kontakten mit Schweizern zu haben. Immerhin gibt es zum Beispiel eine Frau, die glücklich ist, ihre einheimischen Kochrezepte demonstrieren zu können, eine andere hat «ihre» Betreuerin zum Ritual anlässlich des Todestages ihres Schwiegervaters eingeladen, sicher ein Beweis der Verbundenheit. Ob die Gruppe die Aufnahme weiterer Flüchtlingsfamilien befürworten würde? Ja, aber es müssten neue Betreuer gesucht werden, da die jetzige Gruppe noch für einige Zeit ausgelastet sein wird.

Der zweite Besuch galt der Betreuergruppe von *Dulliken*. Hier wurde die Aktion durch ein ökumenisches Team angestossen, sie genießt das Wohlwollen der Gemeindebehörde. Auf ein Inserat hin meldeten sich vier Frauen, diese machen nun die ganze Arbeit – «und die Männer leisten ihren Beitrag, indem sie unsere häufigen Abwesenheiten tolerieren, das Auto zur Verfügung stellen, bei Transporten mithelfen. Manchmal können wir auch eine freiwillige Autofahrerin des Samariterbundes in Anspruch nehmen.»

Zuerst seien sie ziemlich «geschwommen», sagt Frau Peter, und hätten Weisungen erwartet, sie seien aber ganz auf sich selbst gestellt gewesen. Heute seien sie froh, dass nicht zu viele Leute mitreden, das vereinfache manches, doch sei die Belastung dadurch schon gross. «Ich rechne mit einem Zeitaufwand von durchschnittlich mindestens 2 Stunden pro Tag, bei grossen Schwankungen, in den ersten zwei Jahren. Am Anfang muss man zwei- oder dreimal täglich vorbeigehen. Zwei von uns tragen die Verantwortung gegenüber der Rotkreuzsektion, die ein Vorstandsmitglied als Verbindungsmann bestellte. Leider sind die Querverbindungen zu den anderen Hilfswerken und Betreuergruppen in der Region mangelhaft. Bei besserer Zusammenarbeit hätte man weniger Anfangsschwierigkeiten gehabt und könnte vielleicht bei gleichem Aufwand mehr erreichen.»

Die Gruppe hatte, wie in Thun, knapp einen Monat Vorbereitungszeit bis zum Eintreffen der ersten Flüchtlinge. Es waren vier Schwestern mit einer kleinen Nichte, die am 30. Oktober 1979 in eine nette Blockwohnung einzogen. Später kamen noch ein Cousin sowie ein Ehepaar mit zwei kleinen Buben aus Jegenstorf, die nicht weit von der ersten Familie untergebracht werden konnten. Alle sind chinesischer Abstammung und gehörten zum wohlhabenden Mittelstand. Für die Eltern der Geschwister wurde ein Familienzusammenführungs-Gesuch eingereicht, das vor dem Abschluss stand, aber eben war die Nachricht eingetroffen, dass die Mutter gestorben sei. «Was ist in einem solchen Fall zu tun? Niemand kann uns sagen, welche Riten vorgeschrieben sind.»

Frau Peter war deshalb nach meiner Ankunft in Olten zuerst mit mir im Restaurant eingekehrt, wo die älteste Schwester halbtätig arbeitet. Die Frau des Besitzers ist eine Chinesin von den Philippinen und amtet – nicht nur in dieser Angelegenheit – als Dolmetscherin und Beraterin. Sie spricht mit der Tochter und erklärt: Die Rituale seien Männersache und ihre Kenntnis

*In den Zentren werden die Flüchtlinge gemeinsam in Sprache und Alltagsleben eingeführt, doch nach 2–3 Monaten müssen sich die einzelnen Familien selber zurechtfinden; ihnen dabei zu helfen, ist Aufgabe der Betreuergruppe am neuen Wohnort.*



und Befolgung für weibliche Angehörige deshalb nicht so wichtig. Wenn nur Mädchen vorhanden, werde nicht so streng gefeiert. Man stecke sich ein weisses Band an (weiss ist die Farbe der Trauer), stelle ein Bild der Verstorbenen auf, zünde Butterlampen an. Die Trauerzeit könne zehn Tage bis einige Monate dauern.

Das Mädchen wird für diesen Tag von den Wirtsleuten beurlaubt. Die zweite Betreuerin, die zu uns gestossen war, geht mit ihr Band und einen grossen Strauss weisser Blumen kaufen. Dann fahren wir in die Wohnung der Geschwister – nein, des Ehepaares, aber das macht keinen grossen Unterschied, da sich die befreundeten Familien gegenseitig sehr ungezwungen besuchen. Jedenfalls treffen wir dort auch die zweitjüngste Schwester. Sie hat vor kurzem einen Handelskurs mit sehr guten Noten abgeschlossen und soll im neuen Quartal in eine Diplom-Handelsschule eintreten. Die zweitälteste Schwester absolviert beim Schweizerischen Samariterbund eine Bürolehre; die Betreuerin, die selber dort arbeitet, hat das Mädchen nach

Erhalt der Trauernachricht nach Hause gebracht.

Frau Peter empfindet es als Mangel, dass die Betreuer so wenig von den religiösen Gebräuchen wissen und kein Geistlicher erreichbar ist, der den Betroffenen helfen würde, ihren religiösen Vorschriften nachzukommen. Frau Peter erzählt, dass «ihre» Chinesen viele Freunde in der Bevölkerung haben. «Sie werden eingeladen und laden ein. Durch den Umgang mit Schweizern lernen sie ganz von selbst ihr Verhalten anpassen. Wenn sie hier bleiben wollen – und nach Asien zurück will jedenfalls keines – müssen sie sich integrieren. Deshalb legen wir auch so grossen Wert auf gute Schulung, namentlich das Erlernen der Sprache».

Bei allen Betreuern wird die Frage der richtigen Integrierung diskutiert. Die einen sehen sie in möglichst vollständiger Angleichung, die andern im Zusammenschluss zu einer grösseren Gruppe, wo sie ihr kulturelles Erbe besser pflegen können und die als Ganzes respektiert und in unsere Gesellschaft aufgenommen werden soll-

te. Wieder andere suchen den Mittelweg der Anpassung ohne Aufgabe ihrer Eigenart.

Ein Problem bildet die unterschiedliche Ausstattung der Flüchtlinge am Wohnort. Manche können sich sehr komfortabel einrichten, andere kommen in bescheidenere Verhältnisse. Das bewirkt eine gewisse Unzufriedenheit. (Jeder Flüchtling weiss genau Bescheid, wie es seinen andern Schicksalsgefährten geht.)

Die Leiterin des Zentrums von Versoix, die mehrere Gruppen aus Kambodscha, Nord- und Südvietsam ein- und ausgehen sah, fand, dass abgesehen von der unterschiedlichen Grundstimmung je nach Herkunft jede Gruppe für sich ihre Eigenart hatte.

Zu den allen gemeinsamen Problemen kommen jedesmal noch spezielle. Die Flüchtlingsbetreuung wird jedenfalls nie zur Routinearbeit! Aber es ist eine langfristige Aufgabe, und die Betreuer müssen sich für die Traditionen des Volkes, dessen Angehörige sie aufnehmen, interessieren und versuchen, deren religiöse und weltanschauliche Haltung zu verstehen.

# Sprechstunde gegen die Gewalt

*Das im Kanton Bern tätige Mütter- und Pflegekinderhilfswerk hat in einer seiner letzten Publikationen das Problem der Gewalttätigkeit in der Familie aufgegriffen und mit dem Wunsch, dieses offenbar weitverbreitete Übel an der Wurzel zu packen, eine Idee lanciert, die Beachtung verdient: die «Sprechstunde gegen die Gewalt». Darunter ist ein Beratungsdienst zu verstehen, der sich ganz speziell mit Gewalttätigkeiten befasst, sich dabei ausdrücklich an beide, Opfer und Täter, wendet. Lesen wir dazu aus Nr. 9 von «Mutter-Kind-Familie»:*

Die Idee der «Sprechstunde gegen die Gewalt» ist aus den Erfahrungen entstanden, die wir in unseren Beratungsstellen und bei den Benutzerinnen der Wohnungen für geschlagene Frauen gesammelt haben. Die «Sprechstunde

gegen die Gewalt» dient jedoch nicht allein geschlagenen Frauen. Die Einrichtung wendet sich gegen die Gewalt in der Familie überhaupt. Dabei wird an physische und psychische Gewalt, an Gewaltanwendung zwischen Ehegatten, an solche der Eltern gegenüber ihren Kindern, aber auch an Gewalttätigkeiten Jugendlicher gegen ihre Eltern gedacht.

Die «Sprechstunde gegen die Gewalt» lehnt den simplifizierenden Antagonismus Opfer-Täter ab. Die Idee wird von zwei Grundgedanken getragen.

– Bei Gewaltanwendung zwischen zwei Menschen sind oft beide gleichzeitig Opfer und Täter. Dabei kann natürlich die Art der Gewaltanwendung bei beiden oder mehreren Personen verschieden sein (psychische Gewalt als Provokation –

körperliche Gewalt als Reaktion oder umgekehrt).

– Zweifellos gibt es Menschen beiderlei Geschlechts, die, vereinfacht ausgedrückt, aus einer brutalen oder sadistischen Charakterveranlagung heraus in irgendeiner Form gewalttätig werden. Wahrscheinlich viel häufiger ist die Gewalttätigkeit jedoch die Folge einer äusseren oder inneren Konfliktsituation (Gelegenheitstäter, Stresstäter usw.). In anderen Fällen wiederum sind Tötlichkeiten nur eine Folge der gegenseitigen Unfähigkeit, miteinander zu sprechen.

Diese Grundüberlegungen lassen uns vermuten, dass manche Gewalttätigkeit vermeidbar wäre, wenn das Opfer oder der Täter oder beide zusammen die Möglichkeit hätten, sich vor oder nach der Tat auszusprechen und ir-